

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Fontane-Blätter**

**Kreis der Freunde Theodor Fontanes**

**Berlin, 1965**

Heft 1 (1965)

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196**

L2

P2a = 1

$$\frac{65}{5536} = 1.6$$



1988: 165



# FONTANE BLÄTTER

Heft 1

1965

PETER WRUCK \*

## Zum Zeitgeschichtsverständnis in Theodor Fontanes Roman »Vor dem Sturm«

Seit Thomas Mann im Jahre 1910 den späten Fontane mit dem jungen konfrontiert und bemerkt hat, daß da ein Mensch alt, sehr alt, werden mußte, um ganz er selbst zu werden, seitdem ist es üblich, das Augenmerk auf diese faszinierende Altersentwicklung zu richten.

Der jüngere Fontane ist ein Literat mittleren Ranges. Mit neunundfünfzig Jahren legt er seinen ersten Roman vor; in den zwei Jahrzehnten, die ihm noch bleiben, schwingt er sich zur bedeutendsten und glänzendsten Erscheinung der zeitgenössischen deutschen Erzählliteratur auf. Soweit hat es Sinn und Berechtigung, wenn man vom Verfasser des „Schach von Wuthenow“, der „Irrungen Wirungen“ und der „Effi Briest“ gern als dem eigentlichen Fontane spricht — wiederum, Thomas Mann folgend, der ein Wort Fontanes über dessen Vater auf den Dichter selbst zurückbezogen hat. Die Vorstellung vom „eigentlichen“ Fontane, die sich namentlich auf die zeitüberdauernden schriftstellerischen Leistungen beruft und stützt, enthält indes Gefahren, denen die Fontane-Forschung wiederholt erlegen ist und deren sie noch immer nicht recht Herr werden konnte.

Hier soll nicht die Rede sein von den unablässig erneuerten Versuchen, das künstlerische Schaffen und die Lebensdokumente, zumal die großenteils äußerst kritisch gestimmten Briefe der Spätzeit, jeweils als die wahren Persönlichkeits-Zeugnisse einander entgegen zu stellen. Auch von der Kanonisierung bestimmter Werke auf Kosten anderer soll abgesehen werden, einer Praxis, die gewiß am Platze ist, wo im Interesse des Lesers eine Auswahl des Bleibenden getroffen werden muß, die jedoch der Gewinnung eines zuverlässigen, einigermaßen umfassenden Bildes von der Gesamtpersönlichkeit Fontanes, der emperischen und der künstlerischen, ebenfalls noch immer im Wege steht. Ein Roman wie „Quitt“, künstlerisch zweifellos völlig mißlungen, ist darum doch kein „Nebenwerk“; er verrät, genau betrachtet,

\* Oberassistent am Germanistischen Institut der Humboldt-Universität Berlin. Es handelt sich um einen Teil des Vortrages, der am 28. Februar 1965 in Potsdam gehalten wurde.

Züge im Weltbild des Verfassers, Entwicklungsfaktoren, die anderswo nicht oder nicht in dieser Deutlichkeit begegnen. Werden sie vernachlässigt, und sie sind bisher vernachlässigt worden, dann stellen sich Verzeichnungen ein, und obendrein lassen sich dann weder der Entwurf noch das Mißraten des betreffenden Werks begreifen, heiße es nun „Quitt“ oder „Vor dem Sturm“.

Wichtiger als diese Abwege der Forschung ist im vorliegenden Zusammenhang jedoch eine andere Folge der Überzeugung, daß in dem reifen Erzähler der letzten Lebensjahrzehnte der eigentliche Fontane zu sehen sei. Gebannt von dem Außerordentlichen jener späten Entwicklung, hat man es versäumt, über ihre Voraussetzungen genügend Klarheit zu schaffen. Es ist verfehlt, diese Voraussetzungen nur in den Wirklichkeitsverhältnissen zu suchen, mit denen Fontane seit Beginn seiner epischen Produktion zu schaffen hat. Von hier kommen die Anstöße, die den Wandel bewirken. Aber Fontane kann immerhin, als er den ersten Roman abschließt, auf ein poetisches, publizistisches und historiographisches Lebenswerk schon zurückblicken; er hat eine lange Laufbahn voller Wechsel und Widersprüche hinter sich gebracht, und er verfügt, was die Hauptsache ist, über eine ausgeprägte Anschauungswelt. Wenn in der Regel bedeutende Schriftsteller immer wieder zu den Problemen zurückzukehren, an denen sie ihre Weltanschauung geformt haben, so macht Fontane in diesem Punkt wenigstens keine Ausnahme.

Hier jedoch steht die Forschung noch am Anfang. Nicht, daß den Gedichten der Frühzeit oder den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ gegenüber wissenschaftliche Aufmerksamkeit und Erfolg gemangelt hätten. Es gilt als sicher, daß in den Bemühungen um die märkische Lokalgeschichte, um Land und Leute Wurzeln für Fontanes Romane liegen. Auch einzelne Etappen seines politischen und beruflichen Werdegangs — beide Seiten berühren sich aufs engste — sind eingehend untersucht worden, und selbst Zusammenfassungen hat man unternommen. Auf die eine oder andere Weise spielt da überall Fontanes Verhältnis zu Preußen, zum preußischen Junkertum oder die Auffassung, die er von preußischem Wesen hat, eine Rolle. Welche Schlüsselstellung dieser Fragenkreis im Denken und Schaffen des späten Fontane einnimmt, ist bekannt; die Kontinuität ist offensichtlich. Desto befremdlicher, daß man den Zusammenhängen nicht nachgegangen ist, obwohl Fontanes unüberwindliche Gefühlsbindung an die preußischen Junker und sein an Preußen orientiertes Geschichtsbewußtsein — um nur zwei ins Auge fallende Sachverhalte zu nennen — noch Rätsel genug aufgeben. Das sind Bürden, die der Erzähler von dem Literaten übernimmt, der sein Lebtag den Zentren preußischer Politik nahegestanden hat und nicht selten aufs empfindlichste an den Krisen und Wendungen leiden mußte, die sich dort seit der Revolution von 1848 vollzogen haben.

Unter den Zeugnissen, wie Fontane sein Verhältnis zu Preußen und zum Preußentum eingerichtet hat, ragt der Roman „Vor dem Sturm“ hervor, mit dem er als Erzähler debütiert. „Vor dem Sturm“ ist, weit mehr noch als die „Wanderungen“, das Bindeglied zwischen der Produktion und den Positionen des jüngeren und des späten Fontane; mit ihm wird die Reihe der Romane eröffnet, aber er ist ein Ergebnis gut zwanzigjährigen Planens und Ringens. 1866, als Fontane mit dem Verleger über sein Projekt verhandelt, sieht er bereits auf eine zehnjährige Beschäftigung mit dem Stoff zurück, und erst 1878 kann das Werk erscheinen. Auch wenn Fontane es nicht ausdrücklich bestätigt hätte, dürfte man voraussetzen, daß in einem Unternehmen, das den Autor derart lange zu fesseln vermag, Erfahrungen und Anschauungen niedergelegt sind, die ihn im Innersten angehen.

Als erster Hinweis auf die Natur dieser Anschauungen und Erfahrungen mag dienen, daß Fontanes Absichten an einem Sujet kristallisieren, das der preußischen Geschichte angehört, und zwar einer Zeit der Entscheidung zwischen Altem und

Neuem, einem Augenblick höchster Gefahr und überschwenglicher Hoffnung. Der Titel „Vor dem Sturm“ meint den Vorabend der Befreiungskriege. Fontanes Roman spielt in den Wochen, die dem preußischen Kriegseintritt unmittelbar vorangehen. Die Nachricht vom Untergang der Großen Armee, mit der Napoleon sein russisches Abenteuer gewagt hat, gibt den Handlungs-Auftakt; sie setzt die Hoffnung frei, auch Preußen werde nun das Joch des Eroberers abwerfen. Die patriotische Aktivität ist geweckt. Aber es herrscht keine Einmütigkeit. Überall brechen Spannungen und Spaltungen auf, hervorgerufen von der Frage, wie der einzelne, wie das Ganze sich zu verhalten haben. Die Besseren und Besten, zahlreich genug, machen sich bereit, zu dem Krieg, den sie herbeiwünschen, ihr Teil beizutragen. Sie warten auf das Wort des Königs. Doch die Regierung schweigt.

In dieser schwankenden Lage gibt Berndt von Vitzewitz, Gutsherr zu Hohen-Vietz und vormals preußischer Reiteroffizier, die Zentralfigur des Romans, den Impuls zur Aktion. Seine Forderung, sofort, ja überhaupt zu handeln, wirkt als Prüfstein für Charakter, Gesinnung und Verständnis der Situation, denn „sich entscheiden ist schwerer als gehorchen“, und der selbständigen Entscheidung kann niemand, an den Vitzewitz herantritt, ausweichen. Daraufhin zeichnet sich der wahre Zwiespalt ab, der durch das Land geht. Er verläuft nicht zwischen verschiedenartigen Individuen, sondern trennt die Machthaber — ein Ausdruck Fontanes — vom Volk, und das umso mehr, je näher sie dem Throne sind. „Nirgends ein Verstehen des Moments“ — das ist die Erfahrung, die Vitzewitz aus Berlin mitbringt, wo er bei Hardenberg und „in anderen einflußreichen Kreisen“ vorgesprochen hat. Der Minister erschrickt, als ihm sein Besucher den Gedanken eines Volkskriegs entwickelt; er glaubt nach wie vor an ein friedliches, vorteilhaftes Arrangement mit Napoleon. Aber wenn Berndt von Vitzewitz daraufhin die Verantwortung für das unverantwortliche Abwarten bei Hardenberg sucht, so irrt er.

Als er am Neujahrstag dem alten Prinzen Ferdinand, einem Bruder Friedrichs II., seine Aufwartung macht, wird ihm mit aller Klarheit bedeutet, daß der König nicht von seinen Dienern getäuscht und betrogen wird, sondern daß er selber der Hemmschuh ist, an dem die Befreiung zu scheitern droht. „Ich kenne das Volk; ich habe mit ihm gelebt . . . es ist ein gutes Volk“, erklärt der Prinz. „Aber der König ist eingeschüchtert; er hat viel Schmerzliches erlebt und nicht das Große, das meine jungen Tage gesehen haben. Ich kenne ihn genau. Er schließt lieber ein Bündnis mit dem Feinde, vorausgesetzt, daß ihm dieser Feind in Gestalt eines Machthabers oder einer geordneten Regierung entgegentritt, als mit seinem eignen, in hundert Willen geteilten, aus dem Geleise des Gehorsams herausgekommenen Volke. Denn er ist ganz auf die Ordnung gestellt. Mit einem einheitlichen Feinde weiß er, woran er ist, mit einer vielköpfigen Volksmasse nie. Heute ist sie mit ihm, morgen gegen ihn, und während das ihm zu Häupten stehende Napoleonische Gewitter ihn treffen, aber auch ihn schonen kann, sieht er in der entfesselten Volksgewalt nur ein anstürmendes Meer, das, wenn erst einmal die Dämme durchbrochen sind, unterschiedslos alle gesellschaftliche Ordnung in seinen Fluten begräbt. Und die gesellschaftliche Ordnung gilt ihm mehr als die politische. Und darin hat er recht.“ Für Vitzewitz ist das der Anlaß, sich scharf abzugrenzen: „Ich habe das Bangen vor dem Volke nicht, und ich wage es mit ihm.“ In dem Augenblick, wo ihn die Verblendetheit der Staatsführung vor die Wahl zwischen Volk und Thron stellt, kennt er keinen Zweifel, auf wessen Seite er sich zu schlagen, wessen Interesse er zu vertreten hat. Er schreitet im Oderbruch-Gebiet, wo seine Stimme gilt, zur Volksbewaffnung und ist entschlossen, auf eigene Faust mit den Franzosen anzubinden.

Fontanes Roman bringt in diesen Parteien einen Teil dessen zur Anschauung, was der junge Engels aus radikal-demokratischer Sicht als den höchsten Gewinn der Bewegung von 1812/13 bezeichnet hat: „Daß wir uns über den Verlust der

nationalen Heiligtümer besannen, daß wir uns bewaffneten, ohne die allergnädigste Erlaubnis der Fürsten abzuwarten, ja die Machthaber z w a n g e n , an unsere Spitze zu treten, kurz, daß wir einen Augenblick als Quelle der Staatsmacht, als souveränes Volk auftraten...“ Fontane bricht schonungslos mit der legendären Meinung, wonach der König rief, und alle, alle kamen. Das anfängliche Verhalten des Königs rückt, obwohl psychologische und sachliche Entlastungsgründe bereitgestellt werden, ganz in die Nähe des Landesverrats, während der Volkswille, der sich das Gebot der Stunde zu eigen gemacht hat, gerechtfertigt wird. Das Volk hat gelernt, die öffentlichen Angelegenheiten als seine eigene Angelegenheit zu betrachten. Dies ist der Tatbestand, den der Prinz kummervoll als ein „Besserwissen“ bezeichnet, das, solange unerhört, neuerdings Platz gegriffen habe. Während indes der Prinz, wie wenig er sich auch mit dem neuen Geist befreunden kann, fest bleibt in seinem Vertrauen auf das Volk, glaubt der König weniger denn je an die Verlässlichkeit seiner Untertanen, seit sie begonnen haben, ihm als mehr oder minder selbständige Wesen gegenüberzutreten. Unfähig, eine andere Vorstellung neben seinen dynastischen Interessen zu fassen, eine andere Verfassung als die absolutistische zu denken, geschweige zu akzeptieren, spürt er in den ungewohnten Regungen des Volks nur die Erschütterung seines Throns, in der Willensbildung, die sich unten vollzieht, nur Auflehnung: Vorboten der Revolution.

Diese Darstellung tastet das preußisch-dynastische Geschichtsbild an einem seiner empfindlichsten Punkte an. Sie trifft nicht nur mit erstaunlicher kritischer Prägnanz die Sinnesart Friedrich Wilhelms III., sondern kehrt darüber hinaus das bestimmende, offiziell stets verleugnete Motiv im Verhalten der preußischen Monarchen des neunzehnten Jahrhunderts hervor, das Charakteristikum, worin so verschiedene Naturen wie Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. ihrem Vorgänger gleichen. Das ist die Furcht vor dem eigenen, in Bewegung geratenen Volk. Es sei nur daran erinnert, wie Wilhelm I., der den Schock der Achtundvierziger Revolution nie verwunden hat, sich unablässig rückverwiesen fühlt auf die traditionellen Stützen der Monarchie, auf Adel, Kirche und besonders auf die Armee; wie er seine Sicherheit in der unbeschränkten königlichen Gewalt, namentlich in der bedingungslosen Verfügung über die bewaffnete Macht sucht und in nichts sonst. Der Zusammenhang von dynastischer Interessenpolitik, Revolutionsangst und Verteidigung absolutistischer Positionen, der im Herrscher seinen Exponenten hat, ist zu Fontanes Zeit eher verfestigt als gelockert. „Vor dem Sturm“ erhebt diesen Zusammenhang, der im Selbstverständnis des Monarchen als Verteidigung der gesellschaftlichen Ordnung schlechthin erscheint, in den Rang eines Sachverhalts, der buchstäblich über das Dasein Preußens entscheidet. Die Staatsleitung ist bestrebt, sich der Aufgabe zu entziehen, die herangereift vor dem Lande steht. Daraufhin droht die Volksbewegung über den König hinwegzugehen, sie droht, überzugehen in die Volkserhebung, in die Insurrektion.

Die Analogie zu den Auseinandersetzungen der ersten sechziger Jahre, die das preußische Staatsgebäude ins Wanken bringen, liegt auf der Hand. Damals gipfelt die national-revolutionäre Krise, der Bismarck dann durch die Revolution von oben, durch die Einigung Deutschlands „in der preußischen Kaserne“, wie Marx sagt, ein Ende macht. Wider Willen hat sich das deutsche Bürgertum, das 1848 konterrevolutionär und loyal geworden ist, in einen erbitterten Streit mit der preußischen Monarchie verwickelt, als es sich in den hochgespannten Erwartungen getäuscht sieht, die der Regierungsantritt Wilhelms I. hervorgeufen hat. Nachdem es anfangs scheint, Preußen werde innen- und außenpolitisch neue Wege einschlagen, erfüllt sich weder die Hoffnung auf freiere, verfassungsgemäße Zustände, auf Spielraum also für die liberale Bourgeoisie, noch

trifft die neue Regierung Anstalten, die deutsche Frage einer Lösung zuzuführen. Das gibt den Ausschlag. Denn seit das deutsche Bürgertum spürt, wie sich in seinem Rücken das Proletariat regt, konzentriert es seine nationalen Wünsche auf Preußen. Nur der Hohenzollernstaat verfügt nach der Meinung, die Ende der fünfziger Jahre vollends die Oberhand in der nationalen Bewegung gewinnt, über die Möglichkeit, Deutschland zu einigen, ohne daß die Gefahr einer radikalen, einer „roten“ Revolution heraufbeschworen wird. Dieser Staat jedoch, von dem die nationale Initiative ausgehen soll, zeigt sich spröde. Zwar ist Wilhelm I. durchaus empfänglich für die Verführung, die in dem Gedanken liegt, Preußens Großmachtstellung auszubauen; die Legitimitätsbedenken jedoch; in denen er befangen ist, und vor allem sein Mißtrauen gegen jedwede eigenmächtige politische Regsamkeit der Bourgeoisie wie der Unterschichten erweisen sich als stärker. So betreibt er die Vervollkommnung des preußischen Heerwesens, die Verstärkung der Armee, was der Bourgeoisie für ihre deutschen Zwecke an sich willkommen ist. Aber er läßt es über bestimmte innenpolitische Konsequenzen der Heeresform zum Bruch mit den nun ihrerseits mißtrauisch gewordenen Liberalen kommen, zum „Konflikt“, in dessen Gefolge sich die Monarchie binnen kurzem wieder zum erklärten Mittelpunkt der Reaktion mauert, während das Land abermals an den Rand der Revolution gerät.

Die Analogie zwischen der Lage, in der sich Preußen zur Zeit des Heeres und Verfassungskonflikts befindet, und den oben skizzierten zentralen Partien von „Vor dem Sturm“ liegt auf der Hand. Wer sich damals bewußt ist, daß die Einigung Deutschlands, im Grunde schon überfällig, nicht länger vertagt werden kann, und wer die entscheidenden Schritte von Preußen erwartet, dem muß das Verhalten der Monarchie und des Monarchen kleinmütig, verblendet, anachronistisch erscheinen, als ein Ausweichen vor Lebensfragen, die unabweisbar geworden sind; es muß ihm erscheinen als pure Existenzgefährdung, bewirkt durch die Weigerung, sich mit der Volksbewegung abzufinden und zu einigen. Das jedoch entspricht aufs Haar der Problemlage in „Vor dem Sturm“. Man wird nicht annehmen wollen, daß sich eine solche Entsprechung von ungefähr ergibt. Der vergangenheitsgeschichtliche Stoff dient dem Schriftsteller noch stets als Material, um die Probleme seiner eigenen Zeit zu vergegenständlichen. Fontane bildet auch in diesem Punkt keine Ausnahme; eine Behauptung, für die sein politischer Werdegang, sein Traditionsbewußtsein und, damit verbunden, die Vorgeschichte von „Vor dem Sturm“ Argumente zur Verfügung stellen.

Es verbietet sich, die Zeugnisse hier auszubreiten. Hingewiesen sei lediglich auf einen Umstand, der geeignet ist, die Bezogenheit des Romans auf die zeitgeschichtlichen Auseinandersetzungen auch vom Entstehungsprozeß her zu beglaubigen. Seiner eigenen Auskunft zufolge befaßt sich Fontane jahrelang mit dem Stoff des geplanten Werks, ohne daß sein Vorhaben Gestalt annimmt. Im Jahr 1860 lernt er die Lebenserinnerungen des Generals Friedrich August Ludwig von Marwitz kennen, die als Hauptquelle von „Vor dem Sturm“ zu betrachten sind; Fontane verdankt ihnen zahlreiche Anregungen; unter anderem stammen daher die Grundlagen für die Ausformung des Insurrektions-Sujets. Das Romanvorhaben und das geeignete Wirklichkeitsmaterial zu seiner Verkörperung liegen also vor. Marwitz findet auch sogleich das Interesse Fontanes, der ihm eine eingehende Darstellung widmet, die nachher in die „Wanderungen“ eingeht.

Zur Arbeitsaufnahme am Roman jedoch kommt es erst Anfang 1862, als sich der innerpreußische Konflikt definitiv abzeichnet und die Einsetzung des konservativen Ministeriums, das die reaktionäre Wendung der preußischen Politik besiegelt, nur noch eine Frage von Wochen ist. Es spricht dafür, daß die Zuspitzung der inneren Widersprüche der dritte auslösende Faktor gewesen ist, durch dessen Hinzutreten das gestaltlose Romanvorhaben Fontanes und das Material,

welches in den Marwitzschen Memoiren bereitliegt, überhaupt erst zum Entwurf organisiert werden. Erst die reaktionäre Wendung der preußischen Politik nämlich führt die Revolutionsgefahr herauf, die „Vor dem Sturm“ als Angelfrage des Konflikts behandelt, in den die Befreiungsbewegung und der König geraten. Die Schuld wird eindeutig dem Monarchen zugesprochen, er ist anfangs der provozierende Teil, er muß seinen Standpunkt preisgeben und auf die Seite der Patrioten hinübertreten; seine Revolutionsfurcht zieht ein Fehlverhalten nach sich, ohne daß die Gefahr einer Insurrektion gegenstandslos wäre.

Im Bilde der Befreiungsbewegung von 1812/13 wird demnach die zeitgenössische nationale Bewegung gerechtfertigt. Das scheint kaum glaublich, wenn man bedenkt, daß Fontane zu jener Zeit keineswegs auf seiten der Opposition steht. Schon 1860, als die Hoffnung auf ein gedeihliches Zusammengehen der Monarchie mit den Liberalen noch nicht erloschen ist, wird er Mitarbeiter der Kreuzzeitung, des Organs der junkerlichen Extremisten, und das nicht oder doch nicht allein und in der Hauptsache dem Broterwerb zuliebe. Er darf von sich sagen, daß er nicht, wie er früher wohl notgedrungen getan hat, für einen Taler und acht Groschen diene, sondern nach freier Wahl. Fontane schlägt sich zu der Partei, welche die erbittertsten Gegner der Liberalen vereint und während des Konflikts die einzige Stütze der Monarchie in den Vertretungskörperschaften und unter der Bevölkerung darstellt. Setzt man — und die Zeugnisse vom Werden des Romans berechtigen dazu, so spärlich sie sind — setzt man voraus, daß der Roman nicht späterhin von Grund auf neu konzipiert worden ist, dann entsteht der Eindruck eines unüberbrückbaren Widerspruchs, wie geschaffen, um der Fabel von der Unzuverlässigkeit Fontanes, zumal von seinem politischen Wankelmut, frische Nahrung zu liefern. In Wahrheit ringt sich Fontane eben während seines Anschlusses an die Kreuzzeitungspartei zu festen politischen und gesellschaftlichen Überzeugungen durch, deren Grundbestand er bis ans Ende beibehält. Daß sie ihn hindern, auf Biegen und Brechen und auf die Dauer mit einer Partei zu gehen, daß sie ihn zu immer wachsenden Vorbehalten nötigen, steht auf einem anderen Blatt, das indes nicht mit der Bezeichnung Unbeständigkeit, sondern vielmehr mit Grundsatztreue zu überschreiben wäre. Diese Fundamentalanschauungen regieren das Geschichts- und Gesellschaftsbild in „Vor dem Sturm“ unmittelbarer als in den späteren Erzählungen. Andererseits durchdringt sich ihre Widersprüchlichkeit so innig mit der zeitgenössischen Problematik und mit den vergangenheitsgeschichtlichen Gegebenheiten, daß hier nicht entfernt an eine Auflösung des vielfältigen Gewebes gedacht werden kann. Doch läßt sich immerhin der rote Faden zeigen. Sein Anfang ist bereits entwickelt; im Verhältnis von Befreiungsbewegung und Monarchie drücken sich am prägnantesten die Beziehungen zwischen den altpreußischen Herrschaftsmächten, Königtum und Junkertum, und dem Volk aus, auf deren Neubestimmung der ganze Roman abzielt.

Wenn, wie gesagt, im Bild der Befreiungsbewegung die nationale Bewegung gerechtfertigt wird, so ist darum die vergangenheitsgeschichtliche Erscheinung, wie sie in „Vor dem Sturm“ gezeigt wird, nichts weniger als ein simples Ebenbild der zeitgenössischen. Sie entspricht ihr nur insofern, als sie die Staatsmacht zur Aktion anstachelt, deren Lebensnotwendigkeit sie viel früher begriffen hat. Im übrigen ist sie ein Gegenbild, das eben jene Züge aufweist, die Fontane an der nationalen Bewegung vermißt und die er erst meint hervortreten zu sehen, als die Revolution von oben über die Opposition hinweggeht. Im Motiv der Treue, einem Zentralmotiv des Romans, konzentriert sich dieser Gegensatz. Treue ist die Bedingung, an welche die Zulässigkeit jedweder politischen Aktion gebunden wird. Sie ist das Kennzeichen der Gesinnung, die den handelnden Figuren stillschweigend oder ausdrücklich abverlangt wird. Der Konrektor



Othegraven, eine ausgesprochene Vorbildsgestalt, in der sich am deutlichsten die Ebenbürtigkeit der bürgerlichen Intellektuellen gegenüber den Junkern verkörpert, faßt die Gesinnung in Worte: „Es ist ein königliches Land, dieses Preußen, und königlich, so Gott will, soll es bleiben. Es haben es große Fürsten aufgebaut, und der Treue der Fürsten hat die Treue des Volkes entsprochen. Ein Volk folgt immer, wo zu folgen ist; es hat dem unseren an freudigem Gehorsam nie gefehlt. Aber es ist fluchwürdig, den toten Gehorsam zu eines Volkes höchster Tugend stempeln zu wollen. Unser Höchstes ist Freiheit und Liebe.“ Toten Gehorsam verlangt der König, wünscht der Prinz zurück. Diese Forderung hat sich überlebt, wie sich der Absolutismus überlebt hat, in dessen Vorstellungswelt beide offensichtlich noch verharren. Doch ihre Befürchtungen sind grundlos, denn die Treue bleibt. Entgegen allem Augenschein entfaltet Othegraven eine Zuversicht, die etwas Fetischhaftes an sich hat: „Aber der Bruch, den wir fürchten“, — der Bruch zwischen Volk und König — „er wird sich nicht vollziehen. Es kommen andere, bessere Tage. Die Schwäche wird der Entschlossenheit weichen, und das sicherste Mittel, dahin zu wirken, ist, daß wir selber Entschlossenheit zeigen. Es ist, wie ich wohl weiß, ein Mißtrauen da in unsere Kraft, selbst in unseren guten Willen. Zeigen wir dem König, daß wir für ihn eintreten, auch wenn wir ihm widersprechen. Auch die Schillschen setzten sich in Widerstreit mit seinem Willen und starben doch mit dem Rufe: ‚Es lebe der König!‘ Es gibt eine Treue, die, während sie nicht gehorcht, erst ganz sie selber ist.“ Die Zwangslage, in die Friedrich Wilhelm III. durch die Volksbewegung versetzt wird, zeigt sich in neuem Licht. Es ist, so wie Othegraven sie betrachtet, gar keine Zwangslage mehr, sondern schon der Ausweg daraus. Dem Monarchen wird Gelegenheit geboten, seine Fehl- und Vorurteile zu berichtigen und sich auf die Höhe seines Amtes und seiner Aufgaben zu begeben. Er soll sehen, daß er seinem Volke trauen darf: Mit dem König oder ohne den König ist man sein treuer Untertan und will es bleiben.

Treue um Treue, die Eigeninteressen von Herrscher und Untertan in Übereinstimmung miteinander und demzufolge mit dem Gesamtwohl — das ist der demagogische Staatsgedanke des Preußentums, hingestellt als geschichtliche Tatsache und als verheißungsvolle patriotische Norm. Gegen seinen Verleger bemerkt Fontane in den Tagen des preußisch-österreichischen Krieges von 1866, als sein Vitzewitz-Roman ihn — gewiß nicht zufällig — wieder in erhöhtem Maß beschäftigt, ihm sei dabei vornehmlich um die Schilderung zu tun, „wie das große Fühlen, das damals geboren wurde, die verschiedenartigsten Menschen vorfand, und wie es auf sie wirkte. Es ist das Eintreten einer großen Idee, eines großen Moments in an und für sich sehr einfachem Lebenskreise.“

Befragt man das mehr als ein Jahrzehnt nachher vollendete Werk darauf, was es von dieser Gestaltungsabsicht verwirklicht und welches der große Gedanke ist, dessen Eintreten für Fontane das Wesentliche, entscheidend Neuartige an der preußischen Erhebung bedeutet, so lautet der Befund, daß hierunter nichts anderes zu verstehen ist als die Verinnerlichung eines Preußentums, in dem jener Staatsgedanke den Kern darstellt. Dies ist die Leitidee des Romans, der die Selbstbestimmung des Volkes nur gelten läßt, wenn sie im Sinn der von Othegraven vertretenen Maximen erfolgt, also jegliches Sonderinteresse, jeden Individual-, Gruppen- oder Klassenegoismus abgestreift hat. Was bei Othegraven den großen Namen Freiheit führt, wäre treffender Freiwilligkeit zu nennen; da fehlt auch das leiseste Verlangen nach einem Mitspracherecht im Staat, geschweige denn nach weitergehender gesellschaftlicher Veränderung, und das nicht bei Othegraven allein. Bewußt antimonarchische oder antifeudale Regungen des Volkes sind in „Vor dem Sturm“ nicht verzeichnet, es erhebt keinerlei emanzipatorische Forderungen, ist treu in einem Maße, das weit mehr umfaßt als die

vordergrundsbeherrschende Bindung an König und Königtum. Die Treue erstreckt sich auf die Ordnung der preußischen Gesellschaft, auf die traditionelle Machtverteilung schlechthin, die am Fuß der sozialen Pyramide nicht einmal als Last empfunden werden.

Vermöge des Treue-Motivs wird der revolutionäre Einschlag, der den Insurrektions-Bestrebungen innewohnt, sofort wieder weggeschnitten bzw. ideologisch überfärbt. Der insurrektionelle Vorgang wird zum warnenden Beispiel herabgedrückt, seine Positivität wird nicht aus dem Aufbegehren hergeleitet, sondern zurückgeführt auf das tadelsfreie preußische Ethos, aus dem heraus gehandelt wird. Wer darüber hinaus geht, muß sich, und sei es gleich der sonst durch' und durch lautere Vitzewitz selbst, eine entschiedene Zurückweisung gefallen lassen. Die zwischen dem Volk und seinen Machthabern verlaufende Trennlinie verwischt sich und verschwindet schließlich ganz. Auf diesen Zweck sind Motivik und Handlungsführung gerichtet. Sie stehen, sofern irgend reelle Machtverhältnisse in Betracht kommen, im Zeichen einer bedingungslosen Wahrung des inneren Status quo. Das ist die Grundlage, auf der es zur Wiederbegegnung des Königs mit seinem Volke kommt, zum Bruch mit Napoleon und zur Bewilligung der Volksbewaffnung. Damit wird — im Sinne Fontanes gesprochen — gekrönt, was Vitzewitz eingeleitet hat: die Überwindung des Zwiespalts, der das Volk vom Staat, von der traditionellen feudalen Führungsschicht unter Einschluß des Monarchen, zu trennen drohte.

Fontane deutet den vergangenheitsgeschichtlichen Vorgang, der im siegreichen Kriege gipfelt, als einen umfassenden, von keinerlei außerpatriotischen Interessen beeinträchtigten Kompromiß. Die Wiederherstellung Preußens beruht auf der zurückgewonnenen politisch-moralischen Einheit, die von der Befreiungsbewegung keinen Augenblick gefährdet, sondern unverwandt im Auge behalten wird. (Wo das nicht der Fall ist, handelt es sich bezeichnenderweise um Reste junkerlicher Standesüberheblichkeit, die noch immer nicht voll gelernt hat, sich dem Staatsganzen einzufügen.) Darin unterscheidet sich die Befreiungsbewegung für Fontane vorteilhaft von der zeitgenössischen nationalen Opposition. Denn die preußischen Liberalen gehen zwar auch während des Konflikts unwandelbar auf eine Verständigung mit der Monarchie aus, aber sie knüpfen ihre Verständigungsbereitschaft an die Erfüllung innenpolitischer Forderungen, denen zuliebe sie sich gegen die Stärkung der preußischen Militärmacht wenden; sie wollen den eigenen Machtanteil vergrößern, und ihr Vorgehen ist angetan, die obrigkeitliche Revolutionsfurcht, statt sie zu beruhigen, zu steigern, obwohl sie die Revolution nicht weniger scheuen als ihre Gegenspieler. Zudem ist ihnen ein starkes Preußen nicht Selbstzweck, sondern das Mittel, um die nationalen Ziele zu erreichen; die Organisation, in der sich die preußischen Liberalen zu Beginn des Konflikts vereinigen, nennt sich programmatisch Deutsche Fortschrittspartei. Auch darin ist die Befreiungsbewegung in „Vor dem Sturm“ ein Gegenbild, daß sie die Hoffnung auf eine Wiedergeburt des größeren Vaterlandes, das Deutschland heißt, nicht kennt; Fontane übergeht die nationalen Tendenzen, die dem patriotischen Aufschwung von 1813 das Gepräge geben. In seinem Roman erscheint dieser Aufschwung einzig als eine Wirkung preußisch patriotischen Geistes.

Das ist derselbe Gesichtspunkt, aus dem Fontane den Krieg von 1866 betrachtet, der den innerpreußischen Konflikt anschneidet und die Revolution von oben ins Werk setzt. Fontanes Feldzugs-Geschichte rühmt die Disziplin, die das ganze preußische Wesen durchdringt und in einer gewissen dienstbereiten Freudigkeit gehorcht, sobald der König ruft. Sie sei etwas spezifisch Preußisches, das sich nur in einem Lande ausbilden konnte, „wo seit anderthalb Jahrhunderten das Königtum dem Volke in Pflichterfüllung vorangeht und wo, trotz gelegentlichen,

übrigens nicht tiefgehenden Schmollens und Grollens, jene Patriarchalität fortbesteht, die den schlichten Mann auf seiner Hufe fühlen läßt: „Mein König ruft mich nur, wenn er mich braucht. Dies stolze ‚ich dien‘, das im Herzen jedes Preußen eingeschrieben steht, ... trat... in einer Großartigkeit in die Erscheinung, die selbst diejenigen überraschte, die diesen Zug des preußischen Wesens sehr wohl gekannt und ihm vertraut hatten. Willig oder nicht, jeder setzte seine Ehre darein, zu rechter Stunde an rechter Stelle zu sein. Es war als ob sich ein ganzes Volk das Wort gegeben habe, es koste was es wolle, seine Pflicht zu tun.“ Angesichts von „Vor dem Sturm“ erübrigt es sich, darüber zu rechten, daß Fontane in dieser Darstellung, mit der er offiziellen Beifall zu finden hofft, das Verhältnis zwischen König und Volk beschönigt, den Gegensatz bagatellisiert. Wesentlich ist, daß hier wie dort die Treue als preußischer Charakterzug und als Unterpfand sowohl der inneren Befriedung wie des Erfolgs im Felde angesehen wird. Fontane zitiert bei derselben Gelegenheit die Proklamation „An mein Volk“, die Wilhelm I. bei Kriegsausbruch erläßt: „Unsere Gegner“, heißt es da, „täuschen sich, wenn sie wähen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst in Glück und Unglück vereint zu bleiben.“ „Vor dem Sturm“ gibt im geschichtlichen Gleichnis die nämliche Antwort auf die nationalrevolutionäre Krise. Der Roman verherrlicht deren großpreußische Lösung, aber nicht ihrer progressiven Züge wegen, und er verbindet damit die nämlichen Hoffnungen, die der Sache nach auf eine Verewigung der anachronistischen preußischen Zustände hinauslaufen.

Fontanes Absicht ist freilich eine andere. Er verlangt sowohl von der Monarchie wie vom Adel, daß sie sich der Anachronismen, mit denen sie behaftet sind, entledigen und sich gutwillig den veränderten Bedingungen anpassen, die vor allem durch die Entwicklung des dritten Standes gekennzeichnet sind. Insofern bedeutet „Vor dem Sturm“ auch eine Mahnung. Das erklärt, weshalb sich Fontane in den siebziger Jahren, als seine Erwartungen zunehmend enttäuscht werden, zur Fertigstellung des Werks entschließt. Nur — Fontane meint, und diese Überzeugung ist in „Vor dem Sturm“ niedergelegt, daß der Umschwung, den er ansetzt, sich als ein reiner Bewußtseinswandel vollzieht. Und er weckt den Anschein, als gehe dieser Wandel mit Umwälzungen wie der Erhebung von 1813, die er darstellt, und der Revolution von oben, an die er dabei denkt, notwendig einher. Solchen Illusionen, die Fontane schon, als er die Schlußabschnitte des Romans niederschreibt, nicht mehr voll aufrecht erhalten kann, gibt er kurz darauf in „Schach von Wuthenow“ ein für allemal den Abschied.

ERNST TIETZE

## Vom Oderbruch und den Oderbrüchern

Als wir noch junge Lehrer waren und gläubiger als heute, erzählten wir unsern Schulkindern wundersame Geschichten, wie das Oderbruch einst war, wie wild und schaurig in den ältesten Zeiten und wie die Menschen aus dem einstigen Bruch einen Gottesgarten schufen. Wir lasen das alles bei unserm guten alten Fontane, der es doch wissen mußte, weil er hier viele Jahre in Letschin bei seinen Eltern gelebt hatte, und weil es auch im Lesebuch und in andern schönen dicken Büchern so zu lesen war. Später, als viele von uns das Oderbruch aus eigener Anschauung kennen lernten, kratzten wir uns hinter den Ohren, wenn wir wieder einmal die „Wanderungen durch das Oderland“ in die Hand nahmen,

weil uns vieles, was darin zu lesen war, doch zu märchenhaft vorkam. Wir wollten es kaum glauben, daß man früher an manchen Tagen, 500 Tonnen Fische mit dem Handkescher fangen konnte; daß in Küstrin in einem Jahre 32 Millionen Schock Krebse — 1 950 000 000 Stück verzollt worden sein sollen; daß die Oderbrücher früher nur von Krebsen und Fischen und Fischen und Krebsen gelebt haben sollen; daß in Letschin auf jedem Hause drei oder vier Storchennester waren; daß es soviel Mücken dort gab, daß ihr Summen in der Ferne wie Trommelrühren erklang; daß die Bauern sich verpflichtet mußten, in jeder Woche den Knechten höchstens zweimal Hasenbraten vorsetzen zu lassen; daß die Oderbrücher so weltfremd waren, daß sie erstaunt zusammengelaufen wären, wenn man ihnen einen Pflug gezeigt hätte. Da hatten die Chronisten unserm Fontane doch zuviel dummes Zeug vorgeschwindelt. Wir wußten sehr wohl: Beim Hechtestechern und bei den Fischzügen war wohl alle Tage Fischtag, aber nicht alle Tage Fangetag. Wir rechneten nach und fanden, daß man mit 32 Millionen Schock Krebse alle Flußläufe, Seen und Laken des Bruchs hätte pflastern können. Wir beobachteten, daß die Störche keinen Mitbewohner auf den alten Strohdächern duldeten. Wir wußten, daß der Bauer, der Hasen gejagt hätte, früher nach Küstrin in die Karre gekommen wäre und außerdem fünfzig Hiebe mit der siebenschwänzigen Katze als Zulage erhalten hätte. Wir waren überzeugt, daß der Chronist, der Mückensummen mit Trommelrühren verwechseln konnte, verstopfte Ohren hatte und daß die Werber und die Viehhändler schon dafür gesorgt haben werden, daß die Oderbrücher in die Welt hinaus kamen.

Und ebenso kritisch betrachteten wir alles, was er uns von dem Volkstum des Oderbruchs erzählte. Nach seinen Schilderungen waren die Oderbrücher bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinein weltfremde, unwissende, abergläubische, selbstsüchtige kulturlose Nachkommen der wendischen Urbevölkerung. Wir suchten nach Spuren des Wendentums und fanden so gut wie keine. Die Dorfnamen waren allerdings Zeugen, daß diese Dörfer einst von Wenden gegründet wurden, aber als wir die Familiennamen der Deich- und Uferordnung untersuchten, fanden wir nur 17 Prozent, die als slawisch anzusprechen waren. Von den alten „wendischen“ Trachten waren nur noch wenige zu entdecken, und diese waren nur etwa dreihundert Jahre alt und fanden sich nur am Rande des Bruchs, zwischen Lebus und Kunersdorf, im Bruch selbst war nicht eine. Mit den Wenden aber hatten sie nichts zu tun. Sie waren nur in der Magdeburger Gegend und im Fränkischen einst ähnlich zu finden. Wir suchten nach Spuren der alten Haufendörfer, aber alle einstigen Wendennester waren Rundplatzdörfer und sind meist noch heute als solche auszumachen. Als ich mit unserm LPG-Vorsitzenden über die Kuhmistwälle sprach, die früher die Dörfer umgeben haben sollen, hat er mich herzlich ausgelacht und gespottet: „Wissen Sie, ich glaube, daß wir mindestens zehn Mal mehr Kühe als die alten Wenden haben, aber soviel Mist, daß man einen haushohen mächtigen Wall damit um ein Dorf bauen kann, gibt es in unserm ganzen Bereich nicht. Und hatten die denn damals schon Stallfütterung?“ Ich schüttelte den Kopf. Der alte Pfarrer aus Stargard, der das einst dem Lychener Oberpfarrer Buchholtz berichtet hatte, von dem es dann Fontane übernahm, hatte gesponnen. Und anders war es auch nicht mit den Blockhäusern, die in der angeblichen Wendenzeit hier gebaut worden sein sollen. Im ganzen Oderbruch gibt es nur noch ein Blockhaus. Das steht in dem Neutreibbinner Ortsteil Grube, ist aber erst nach 1754 erbaut worden. Die alten Oderbrücher Häuser waren Lehmkaten und oft genug nur Dachhäuser, und Vorfahren unserer heutigen Oderbrücher Frühgemüsezüchter waren die „Wenden“ auch nicht, denn die Kürbisse, die sie auf ihren Mistwällen gezüchtet haben sollen, lohnten nicht den Transport in die Ferne. In der Nähe konnte jeder Märker aber soviel Kürbisse ernten, wie er brauchte, da war er nicht auf die Oderbrücher angewiesen.

Und wie steht es mit dem Aberglauben der Oderbrücher? Von den alten Wendengöttern weiß hier niemand etwas, und wenn ihr die ältesten „klugen Frauen“ nach dem Notschirmer Radegast, dem Kriegshelfer Swantewit oder dem Leidwahrer Triglaff fragen würdet, würden sie dumme Gesichter machen. Die alten Zaubersprüche der Schäfer gehen auch nur bis zum heiligen Nikolaus, der Jungfrau Maria und zum Vater, Sohn und Heiligen Geist zurück. Selbstverständlich wissen die Kinder noch ganz genau, daß der Osterhase Eier legt, daß der Klapperstorch die Kinder bringt, daß man Pfingsten Maien vor das Haus stellen sollte und daß der „Weihnachtsmann, die Kroche“ ihnen Geschenke bringt. Aber zu den Kartenlegerinnen, den Kaffeegrundhexen und den Besprecherinnen gehen nur noch verübte kleine Mädchen. Abergläubische Bauern gibt es nur noch in dummen Filmen, die eine Beleidigung der Bauern sind, und die Zukunft kann man leichter von Horoskopern sich vorschwindeln lassen.

Das Wendentum verschwand hier schon im dreizehnten Jahrhundert, als die Kirche das Land kolonisierte. Aus den slawischen Fischern wurden damals Kossäten, das heißt landlose Hüttenbewohner (cossati-Hüttenbewohner), während die deutschen Kolonisten als Bauern angesetzt wurden. Die Dörfer am Bruchrande wuchsen an Größe und Bedeutung, viele wurden neu gegründet. Wir werden nicht irren, wenn wir die Dörfer mit deutschen Namen als deutsche Gründungen annehmen, zumindest als Erweiterung älterer wendischer Siedlungen (Thöringswerder, Sachsendorf, Neuendorf, Metzdorf, Cunersdorf, Kloster Friedland, Bliedorf usw.) Von Gegensätzen zwischen der einheimischen wendischen Bevölkerung und der zuwandernden deutschen hören wir nichts.

Die zunehmende Bevölkerungszahl zwang, neues Land urbar zu machen. Die deutschen Hufner und die slawischen Kossäten nahmen den Sumpfwald in Pflege. Das Weidengestrüpp wurde ausgerodet. Beil und Säge hatten harte Arbeit. Die Erlen und die alten Eichen fielen, und wo einst Bruchwald war, grünten in den nächsten Jahren freundliche Wiesen. Aus dem Oderbruch wurde ein Wiesen- und Weidenland. Im 16. Jahrhundert wurden die ersten Dämme erbaut. Ein wesentlicher Bevölkerungszuwachs trat aber zunächst noch nicht ein. 1524 gab es nach den statistischen Angaben in den „Kunstdenkmälern des Kreises Lebus“ im Lande Lebus 725 Bauern und 785 Kossäten, 1624 785 Bauern und 953 Kossäten. Slawische Urkunden aus dem Oderbruch kennen wir überhaupt nicht. Für das Jahr 1751 zählt Dr. Gottfried Wentz in Mengel, Das Oderbruch, Bd. I, (1930) 940 Familien auf, davon 116 Bauern, 99 Kossäten, 543 Fischer, 182 Hausleute. Von Wenden hören wir außer bei Fontane nichts mehr. Dazu sollten 1252 neue Familien angesetzt werden. Zu ihnen gesellten sich später noch etwa 400 Spinnerfamilien. Alle diese Familien waren deutscher Abkunft, auch wenn sie aus Polen zuwanderten, von wo sie ihres Glaubens wegen fortzogen. Unter den neuen Kolonisten gab es wenige Reiche und viel Arme, gab es gute und weniger gute, fleißige und weniger fleißige. Sie waren so wie wir heute noch sind. Unter ihren Frauen gab es Hausfrauen und Ausfrauen, wirtschaftliche und liederliche, Schmuckstücke und Schmutzfinken. Sie waren nicht viel anders als die übrigen Frauen. Die Männer waren tüchtige Handwerker und Bauern. Die Spinner starben früh durch die harte Arbeit am Webstuhl, die Landarbeiter auf den Ämtern bekamen krumme Rücken.

Und wie schildert Fontane die Oderbrücher Kolonisten? Man lese den Brief, den er am Schluß des Kapitels „Das Oderbruch“ wiedergibt. Wir können annehmen, daß Fontane diesen anonymen Brief selbst geschrieben hat, das verrät nicht nur der Stil, das verrät noch mehr der Inhalt. Dieser Brief ist das harte Urteil des bürgerlichen Apothekersohnes über die Menschen, die ihm im Grunde doch fremd waren.

Die Oderbrücher, das waren doch nicht die wenigen Großbauern, die sich stolz Gutsbesitzer nannten und sich doch niemals mit den reichen Dithmarschern und Vierländern messen konnten. Das waren auch nicht die Oberamtswärter und Amtmänner, die sich oft aus einfachsten bäuerlichen Verhältnissen durch ihre Tüchtigkeit emporgearbeitet hatten. Sie konnten selten die bäuerliche Abstammung verleugnen, wenn es auch wenige fertig brachten, mitten in der Ernte nach Monte Carlo zu fahren, um dort ein paar Tausender zu verspielen und den kleinen Gernegroß in einer sehr zweifelhaften „großen Welt“ zu spielen.

Die Oderbrücher, das waren nach dem ersten Weltkrieg die Bauern, die hier wie anderswo sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend allein auf dem Felde abrackern mußten, weil die Landflucht alle guten Kräfte zur Stadt abzog, wo sie oft wie Blumen ohne Sonne verwelkten. Dazu kam die Kinderarmut, die die Höfe vereinsamen ließ. Die Oderbrücher, das waren die Handwerker, die am Montagmorgen nach Berlin fuhren und nach der schweren Alltagsarbeit erst am Samstagabend zurückkehrten, um wenigstens das Wochenende mit ihrer Familie zu verbringen. Die Oderbrücher, das waren die bodenständigen Landarbeiter, die für geringsten Lohn ihre Pflicht erfüllten.

Nach dem zweiten Weltkrieg kehrten viele nicht mehr in die Heimat zurück. Das Bruch verödete. Viele Ausbauten stehen heute leer. Die Einwohnerzahl der großen Dörfer, in denen sich das neue sozialistische Leben konzentrierte, haben dagegen stark zugenommen. Die Umsiedler, die von jenseits der Oder kamen, wohnen jetzt in den Dörfern, die einst von der geringen wendischen Fischerbevölkerung gegründet wurden, die später mit ihren deutschen Brüdern den Bruchwald rodeten. Sie wohnen vereint mit den Nachkommen der Kolonisten, die nach der Entwässerung des Bruchs das Land besiedelten, neue Ländereien erschlossen, neue Dörfer gründeten. Sie arbeiten auf den Feldern der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG), in den Werkstätten der Maschinen-Traktoren-Stationen (MTS), in den Treibhäusern der Gemüsekombinate, die das Oderbruch zur Gemüsekammer für Berlin machen sollen, an den Maschinen der Produktionsgenossenschaften der Handwerker. Wir wünschen ihnen allen eine glückliche Zukunft.

### Stellungnahme

#### zu dem Aufsatz von Ernst Tietze: »Vom Oderbruch und den Oderbrüchern«

Herr Dr. Frido Metsk von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für sorbische Volksforschung, Bautzen, dem der Aufsatz zur wissenschaftlichen Beurteilung vorlag, erteilte der Redaktion der „Fontane-Blätter“ die Genehmigung zur Veröffentlichung folgender Stellungnahme:

„Ich hoffe, Ihnen in etwa einem Monat ein Exemplar meines Buches „Der kurmärkisch-wendische Distrikt“\*\*) übersenden zu können. Dort knüpfe ich auch an Fontanes „Wanderungen“ an, allerdings wesentlich positiver als Herr Tietze. Doch bezieht sich das auf Fontanes Bericht aus dem „Wendland“ an der „Wendischen Spree“; das „Oderbruch“ ist mir dagegen ein noch ungeklärtes Problem. Archivalische Quellen als Stützen für Fontanes Aussagen sind mir bezüglich des Oderbruches bisher nicht in die Hände gekommen. Tharaeus nennt 1598 „Oderwenden“. Ich war anfangs geneigt, sie als Oderbrücher zu identifizieren; doch

\*\*) Frido Metsk: „Der Kurmärkisch-wendische Distrikt.“ Ein Beitrag zur Geschichte der Territorien Bärwalde, Beeskow, Storkow, Teupitz und Zossen unter besonderer Berücksichtigung des 16. bis 18. Jahrhunderts. Bautzen: Domowina-Verlag, 1965. 263 S., 44 Bild-Taf., 8 Kt, 8<sup>o</sup>.

sind offenbar die Oderanwohner des Kreises Krossen damit gemeint. Die m. E. in vieler Hinsicht soliden Ausführungen von Max Pohland „Lebuser Land, Leuto, Leben“ (Frankfurt/Oder 1929) nehmen eine Sprachinsel um Neuhardenberg (früher Quilitz) an (Seite 15). Die Tracht habe sich ebendort — ebenso wie ein gewisses Volksbewußtsein — bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gehalten (Seite 42 - 43).

Über die Tracht, die Gründe für ihr relativ langes Bestehen und ihren raschen Verfall berichtet A. Trinius, Märkische Streifzüge, NF. (Berlin 1885), Seite 84 ff.\*) Auch T. postuliert für Neuhardenberg „wie die meisten Oderbruchdörfer“, eine „fast nur wendische Bevölkerung“. Zur Siedlungskunde des Landes Lebus bringt neuerdings wesentliche Erkenntnisse der Poznaner Historiker Dr. Zb. Wielgosz „Wielka własność cysterska w osadnictwie pogranicza Śląska i Wielkopolski“ (Ein großer Zisterzienserbesitz im Siedlungsprozeß des Grenzgebietes von Schlesien und Großpolen; Poznan 1964); im 2. Teil (Seite 55 - 136). Wenn Wielgosz auch der Frage etwaiger slawischer Restgruppen nicht nachgegangen ist, so weist er doch eindeutig den relativ intensiven Siedlungsausbau vor dem Einsetzen des Zustroms deutscher Siedler nach. Die Argumente von Herrn Tietze gegen den Fortbestand einer slawisch sprechenden Volksgruppe scheinen mir dagegen nicht ausreichend zu sein.

1. *Familiennamen*: Ein hoher Prozentsatz deutscher Familiennamen unter der wendischen Bevölkerung ist als Normalerscheinung zu betrachten und als Folge der deutschen Administration anzusehen.
2. *Trachten*: Hier scheinen mir die Ausführungen Pohlands, den ich selbst während meiner Studienzeit in Frankfurt (1936 - 37) als durchaus sachkundigen Heimatforscher kennen lernte, stichhaltiger zu sein.
3. *Dorfformen* haben hohe Aussagekraft in wirtschaftshistorischer Hinsicht, sind aber nur mit größter Vorsicht für ethnische Argumentationen ins Feld zu führen...
4. *Lehmkatzen* gibt es auch im slawischen Siedelgebiet in Hülle und Fülle. Hiermit wird nichts bewiesen.
5. Über den *Gemüseanbau* im Bruch und seine historische Tradition besitze ich keine Kenntnis, möchte aber bemerken, daß im 17. Jahrhundert die Gemüsekulturen der Lübbenauer Sorben einen derart guten Ruf hatten, daß Friedrich Wilhelm I. versuchte, eine größere Anzahl dieser Leute abzuwerben und in „Neu Lübbenau“ (Amt Storkow) als Gemüselieferanten ansässig zu machen.
6. *Swantewit*, Triglav und ähnliche Götternamen werden auch anderwärts in wendischen (bzw. sorbischen) Gebieten der Bevölkerung völlig unbekannt sein. Die Volksmythologie knüpft entweder an christliche Vorstellungen oder personifiziert Naturerscheinungen (Wassermann, Mittagsfrau usw.)
7. *Slawische Urkunden* konnten im Bereiche einer deutschfeudalen Administration nicht entstehen.“

Wir stellen den interessanten Artikel zur Diskussion. Sicher werden sich Freunde Fontanes zum Wort melden.

Auch Dr. Frido Metsk hat der Redaktion der „Fontane-Blätter“ zur ggb. Zeit einen eigenen Bericht in Aussicht gestellt. Hier eine erste Stellungnahme zum Thema. Sie stammt von Herrn Klaus Grebe, wissenschaftlicher Mitarbeiter am

„Museum für Ur- und Frühgeschichte Potsdam“. Zu der These von Herrn Ernst Tietze, daß das Wendentum im Oderbruch schon im dreizehnten Jahrhundert verschwand, als die Kirche das Land kolonisierte, schreibt Herr Grebe:

1. Kolonisierte nicht nur die Kirche, sondern auch die großen und kleinen Grundherrschaften bzw. der Landesherr.
2. Kossäten waren nicht schlechthin landlos, sondern sie besaßen Nebenläufer, aber keinen Anteil am Hufenland der Gemarkung.
3. Die Slawen waren nicht nur Kossäten, sondern auch Fischer.
4. Der Ortsname läßt im Einzelfall keinen Schluß auf den zeitlichen Ursprung des Ortes oder die Zusammensetzung seiner Bevölkerung zu. Sofern der Verfasser nicht durch entsprechende Scherbenfunde in den Ortslagen slawische Siedlungskerne oder eine erst deutschzeitliche Entstehung der Orte nachweisen kann, sollte er lieber keine konkreten Beispiele nennen. Selbst bei Erwähnung wendischer Dörfer besteht die Möglichkeit, daß sie erst in deutscher Zeit entstanden sind, obwohl sie slawische Bewohner besitzen.

### Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Am 13. November 1963 hatten sich in der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek, Potsdam, Damen und Herren zusammengefunden, die es sich zur Aufgabe stellten, einen „Kreis der Freunde Theodor Fontanes“ zu bilden, um durch eine rege Vortragstätigkeit und durch Veröffentlichungen in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv der Bibliothek das echte Bild des literarischen Erbes und der Anschauungen Theodor Fontanes herauszuarbeiten.

Die erste öffentliche Veranstaltung des „Fontanekreises“ erfolgte am 3. Juni 1964 im Lesesaal der Landes- und Hochschulbibliothek. Es sprach Herr Dr. Dietrich Sommer von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg über das Thema „Im Schnittpunkt von Illusion und Wirklichkeit. Zur Problematik Fontanescher Romangestalten“. Der Lesesaal war mit ca. 100 Besuchern bis auf den letzten Platz besetzt. Der Vortrag von Dr. Dietrich Sommer fand ein lebhaftes Interesse. Herr Dr. Sommer wiederholte einen Tag später, am 4. Juni 1964, seinen Vortrag in Neuruppin, der Geburtsstadt Theodor Fontanes. Auch hier hatten sich zahlreiche Freunde des Dichters eingefunden.

Ende August fanden mit dem studienhalber im Fontane-Archiv weilenden amerikanischen Universitätsprofessor Dr. Henry H.-H. Remak literarische Diskussionen in Potsdam und in Neuruppin statt. Zwischen dem ausländischen Fontaneforscher und den Freunden des Dichters in Potsdam und in Neuruppin entwickelten sich gute menschliche Kontakte.

Für einen Vortrag am 23. September 1964 über „Theodor Fontane und die russische Literatur“ konnte die Slawistin, Frau Dr. Christa Schultze, von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewonnen werden.

Der Vortrag vom 26. Februar 1965 „Preußentum und Nationalschicksal. Zur Deutung der Zeitgeschichte in Fontanes historischen Erzählungen „Vor dem Sturm“ und „Schach von Wuthenow“, gehalten von Herrn Peter Wruck, Ober-Assistent am Institut für deutsche Philologie der Humboldt-Universität Berlin, liegt dem einleitenden Artikel der Nummer 1 unserer „Fontane-Blätter“ gekürzt zugrunde. Am 31. März 1965 fanden sich wieder zahlreiche Freunde Theodor Fontanes im



Lesesaal der Landes- und Hochschulbibliothek zu einem Vortrag von Herrn Dr. Klaus Dornacher, Institut für Slawistik der Pädagogischen Hochschule, Potsdam, ein, der über das Thema: „Theodor Fontanes literarische Beziehungen zu Tuggenjew“ sprach.

Alle Referenten, die bisher im „Fontane-Kreis“ sprachen, sind wissenschaftliche Benutzer des Theodor-Fontane-Archivs bzw. der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek.

In den „Fontane-Blättern“ wollen wir die im „Kreis der Freunde Theodor Fontanes“ gehaltenen Vorträge veröffentlichen, über neue Forschungsergebnisse berichten, einen laufenden Tätigkeitsbericht geben und über die Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs, der Brandenburgischen Landes- und Hochschul-Bibliothek, insbesondere über Neuerwerbungen, unterrichten. Die „Fontane-Blätter“ werden darüber hinaus allen denen, die über Theodor Fontane arbeiten und keine Publikationsmöglichkeiten haben, offen stehen. Mit den „Fontane-Blättern“ will der „Fontane-Kreis“ neue Freunde des Werkes des Dichters gewinnen und in enger Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv die Verbindungen zu Forschern und Freunden Fontanes im In- und Ausland herstellen bzw. festigen. Wir bitten um Ihre Mitarbeit und nehmen alle Anregungen dankbar entgegen.

## Aus der Arbeit des Fontane-Archivs

### I.

Im Dezember 1965 ist das Theodor-Fontane-Archiv dreißig Jahre im Besitz der Brandenburgischen Landesbibliothek (seit 1948: Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek). Am 18. Dezember 1935 wurde mit Friedrich Fontane, dem jüngsten Sohne des Dichters, ein Vorvertrag abgeschlossen, der zum Kauf und zur Angliederung des Fontane-Archivs an die Landesbibliothek führte. Das damals unter der Leitung von Dr. Hermann Fricke stehende Schrifttumsarchiv besaß bis 1945 die bedeutendste Nachlaßsammlung Theodor Fontanes. In den letzten Kriegstagen und unmittelbar darauf erlitt das in das Arbeiter-Wandererheim Rotes Luch bei Müncheberg/Mark ausgelagerte Fontane-Archiv durch Kriegseinwirkungen, vor allem aber durch Diebeshand,\*) schwere Verluste. Nach dem Kriege wurde das Theodor-Fontane-Archiv von Bibliothekaren der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek mit Unterstützung des Staatssekretariats für das Hoch- und Fachschulwesen und fördernder Anteilnahme der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin, wieder aufgebaut.

Es konnten bisher folgende Bestandsverzeichnisse herausgegeben werden die ein Spiegelbild des erfolgreichen Wiederaufbaues sind.

1.1. *Joachim Schobeß: Theodor Fontane. Handschriften. Briefe, Gedichte, Balladen, Märkisches, Aufzeichnungen und Dichtungen aus dem Familien- und Freundeskreis, Kritiken zur Literatur und zum Theater, Apothekerzeugnisse, Werke aus der Handbücherei Fontanes. Abschriften aus dem Familiennachlaß. Familienandenken, Bilder, Gelegenheitsdrucke, Erinnerungsstücke. Vertonte Lieder und Balladen. Mit Faksimilis aus dem Fontane-Archiv. Potsdam 1962. 197 S. 8 MDN 12,50*

*Das Verzeichnis ist bis auf einen Restbestand vergriffen.*

\*) Professor Dr. Kurt Schreinert: Die Fontane-Neuerwerbungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. — In: Jahrbuch der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Bd. 2, 1963, S. 117.

- 1.2. *Hannelore Wolter: Theodor Fontane. Verzeichnis der Familien-Brief-Abschriften aus dem Nachlaß der Familie Theodor Fontanes. Potsdam 1963. 31 S. 8 MDN 2,00*

*Es handelt sich um 975 Signaturen.*

2. *Joachim Schobeß und Toni Skerhut:*

*Literatur von und über Theodor Fontane. Mit fotografischen Wiedergaben aus dem Fontane-Archiv. Potsdam 1960. 68 S. 8*

*750 Titel werden nachgewiesen. Vergriffen.*

*Die 2., bedeutend vermehrte Auflage ist soeben erschienen. Sie weist auf 183 Druckseiten 2307 Titel nach. 5,—MDN.*

- ./ *Joachim Schobeß: Die Bibliothek Theodor Fontanes. Mit 3 Abbildungen auf Tafeln und einem Anhang. — In: Marginalien. Blätter der Pirckheimer Gesellschaft. Heft 14, Dezember 1963, S. 2—22.*

Wie die Bestandsverzeichnisse, denen weitere folgen werden, beweisen, ist es in den letzten Jahren gelungen, das Theodor-Fontane-Archiv zu einem Literatur-Archiv im Bereich des wissenschaftlichen Bibliothekswesens zu erweitern, das sich, wie nachfolgende Stellungnahmen bezeugen, einer regen Benutzung durch in- und ausländische Fontaneforscher erfreut und das fachwissenschaftliche Interesse der Germanisten hervorgerufen hat.

So eröffnete beispielsweise der Leiter der Abteilung Neue deutsche Literatur des Institutes für deutsche Sprache und Literatur der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Dr. habil. Hans-Werner Seiffert, das Gästebuch des Fontane-Archivs wie folgt:

*„Die Anstrengungen der Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam in ihrem Fontane-Archiv, alles aus dem Nachlaß Fontanes und aus dem ehemaligen Brandenburgischen Archiv Erreichbare zu erwerben und zu sichern, gehören zu den anerkanntesten Leistungen der Nachkriegszeit. Mögen dem Archiv fernerhin gute Erfolge beschieden sein!“*

In ähnlichem Sinne äußerte sich auch der international anerkannte Bibliothekswissenschaftler, Professor Dr. Horst Kunze, General-Direktor der Deutschen Staatsbibliothek Berlin, indem er schrieb:

*„Ihre Erfolge bei der publizistischen Bestandserschließung der Ihrer Obhut anvertrauten Schätze des Fontane-Archivs finden immer wieder meine uneingeschränkte Bewunderung.“*

Als das Archiv das erste Literatur-Bestandsverzeichnis herausgab, rezensierte es der auf dem Gebiet der Fontaneforschung bekanntgewordene Germanist Dr. Hans-Heinrich Reuter u. a. wie folgt:

*„Das von Schobeß bearbeitete Verzeichnis „Literatur von und über Theodor Fontane“ bekennt sich bereits im Titel zu seiner archivalischen Provenienz, ist aber nichtsdestoweniger — oder vielmehr: gerade deshalb — von einer kaum abzuschätzenden Bedeutung für die internationale Fontane-Forschung die denn auch von den Schätzen ... des Potsdamer Archivs regen Gebrauch zu machen versteht, wie zahlreiche Veröffentlichungen der letzten Zeit belegen ... Die Bibliographie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, verzeichnet jedoch, wie eine genaue Nachprüfung ergab, die Quellen (einschließlich der Neuaufgaben, Teilsammlungen und Auszüge) und die Sekundär-*

*literatur in einem Umfang und mit einer bibliographischen Genauigkeit, die auch den Ansprüchen der Spezial- und Detailforschung gerecht werden“ („Weimarer Beiträge“, IV/1961, S. 806 ff.)*

Der Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar, Dr. Karl-Heinz Hahn, bescheinigte dem Archiv in einem Brief:

*„Sie haben mit dieser Veröffentlichung der Forschung einen großen Dienst erwiesen, und es wäre zu wünschen, daß auch für andere Nachlässe ähnliche Veröffentlichungen erfolgten. Nur so wird es möglich sein, die Forschungsschwierigkeiten, die sich für den Literaturhistoriker und den Philologen heute noch ergeben, zu überwinden.“*

Der erste Leiter des Fontane-Archivs und bekannte Detailforscher, Dr. Hermann Fricke, jetzt Pensionär in Freiburg i. Br., stellte erst kürzlich in seiner Arbeit: „Das Theodor-Fontane-Archiv, einst und jetzt“, fest:

*„Besonders lobenswert ist auch die Erweiterung der von Friedrich Fontane angelegten Sammlung der Literatur über Fontane.“ („Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte“, Bd. 15, 1964, S. 177.)*

Der namhafte Fontaneforscher, Universitätsprofessor Dr. Kurt Schreinert, Göttingen, teilte dem Archiv in letzter Zeit mit:

*Wie gern und dankbar erinnere ich mich meiner vielen schönen und produktiven Stunden im Fontane-Archiv in Potsdam und hoffe zuversichtlich auf eine häufige Wiederholung! In welche Fontaneschätze gewann ich dort Einblick und wie freundlich wurden sie mir gereicht. Ich habe bei meinen meist mehrtägigen Besuchen im Archiv stets einen reichen Gewinn davongetragen.“*

Bereits früher bezeichnete Professor Dr. Schreinert das Fontane-Archiv als eine „bedeutende Forschungsstätte“ („Germanistik“, Tübingen, Jg. 2, H. 3 1961, Seite 424).

Diesen Ausführungen entsprechend stellte Professor Dr. Hans Lülfi, Direktor der Handschriften-Abteilung der Deutschen Staatsbibliothek und Professor mit Lehrauftrag an der Humboldt-Universität Berlin, fest:

*„Ich weiß auch, daß die germanistische Wissenschaft aus Ihren Bemühungen beständig jenen stillen oder auch öffentlichen Nutzen zieht, der sie zu weiteren Forschungsergebnissen führt, und daß eine Fontane-Forschung ohne Ihr Archiv kaum mehr denkbar ist.“*

Ebenso erfreulich war das Echo auf die Veröffentlichung des dem Literaturverzeichnis folgenden Handschriften-Verzeichnisses. So schrieb Ober-Bibliotheksrat Dr. Werner Lincke, Stuttgart, der das Archiv in Potsdam benutzt hatte, in der „Germanistik“ (Tübingen, 1963, Heft 3):

*„Angesichts der vor 10 Jahren einsetzenden Fontane-Renaissance ist es besonders begrüßenswert, daß das Fontane-Archiv seine reichhaltigen Bestände in vorbildlicher Form der Öffentlichkeit bekannt macht. An das Bestandsverzeichnis „Literatur von und über Fontane“ (1960) reiht sich das vorliegende an, dem inzwischen die Familienbriefe gefolgt sind.“*

In einer kritischen Besprechung äußerte sich Dr. Hans-Heinrich Reuter, Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“, Leipzig, (1964, Heft 8) u. a.:

*„Das Potsdamer Fontane-Archiv hat bereits mehrere Zeugnisse der fortschreitenden Erschließungsarbeiten am Nachlaß seines Dichters vorgelegt. Vier Verzeichnisse des Archivs wurden in den letzten Jahren der Öffentlichkeit übergeben... Das weitaus umfangreichste dieser Verzeichnisse liegt uns hier vor. Es ist das erste seiner Art, das der Fontane-Forschung überhaupt beschert wurde. Notwendig haften ihm einige Unvollkommenheiten und Mängel an; sie mit billigen Lobsprüchen zu übergehen hieße die beispielhafte Fleißleistung, die hier vollbracht wurde, und ihre Bedeutung für die Wissenschaft geringschätzen. Die folgenden Hinweise wollen als Ausdruck des Dankes verstanden sein, wollen die erwiesene Hilfe durch helfende Ratschläge vergelten.“*

Nicht nur in der Deutschen Demokratischen Republik, in der Bundesrepublik Deutschland und in West-Berlin fand der erfolgreiche Wiederaufbau und die wachsende Leistungsfähigkeit des Fontane-Archivs Beachtung. Der amerikanische Universitäts-Professor Dr. Henry H.-H. Remak teilte dem Archiv, noch frisch unter den Eindrücken eines mehrtägigen Studienaufenthaltes stehend, u. a. mit:

*„Von meinem Aufenthalt in Potsdam habe ich mir viel versprochen, aber er hat doppelt oder dreimal so viel gehalten, als ich mir versprochen hatte. Die wissenschaftlichen Anregungen, die ich dem Einblick ins Fontane-Archiv, den Unterhaltungen mit Fontaneinteressenten und -spezialisten, und dem Besuch der Fontanestätten im Umkreis von Potsdam zu verdanken habe, werden mir in meinen fortlaufenden Fontanearbeiten sehr wichtig sein... Genau so kostbar, oder vielleicht noch kostbarer, waren für mich die menschlichen Kontakte hier. Ich habe selten so schnell, so unmittelbar und so zwanglos eine menschlich-humanistische Verbindung mit mir zum größten Teil unbekanntem Menschen gefunden als hier in Ihrem Kreis. Auch dafür möchte ich Ihnen danken.“*

Diese Äußerungen, die um ein beträchtliches erweitert werden könnten, sind für die Mitarbeiter des Fontane-Archivs der schönste Lohn für die seit zwei Jahrzehnten betriebene Kleinarbeit am Werk des Dichters und Humanisten Theodor Fontane und ein Ansporn, das Fontane-Archiv immer mehr zu einem Mittelpunkt der internationalen Fontaneforschung werden zu lassen.

## II.

Das Theodor-Fontane-Archiv hat einen umfangreichen Schriftwechsel mit dem In- und Ausland. So wurden in den Jahren 1963/64 insgesamt 194 schriftliche Auskünfte erteilt.

Im Fontane-Archiv wird eine zielstrebige Erwerbungspolitik betrieben. Zur Zeit verfügt das Archiv bereits wieder über 1212 Handschriften. Von 1956 bis 1964 konnten 418 Briefe und Manuskripte erworben werden. Die Zeitungsausschnittsammlung, von Fontane 1870 selbst angelegt, von seinen Söhnen und dem Fontane-Archiv bis in die Gegenwart fortgesetzt, zählt heute in 15 Leitzordnern ca. 2500 katalogisierte Artikel aus aller Welt, insbesondere aus der deutschsprachigen Tagespresse. Die „Literatur von und über Fontane“ ist darüber hinaus auf etwa 600 Bände und 900 Zeitschriftenaufsätze angewachsen. Soeben ist die 2., bedeutend vermehrte Auflage des Literatur-Bestandsverzeichnisses herausgekommen, die in die Hand eines jeden Forschers und Freundes Theodor Fontanes gehört.

Die nachfolgende Systematik soll die Vielseitigkeit der als Bestand des Archivs angezeigten Literatur andeuten (2300 Titel, Preis 5,— MDN):

## A. Theodor Fontanes Werke

1. Gesammelte Werke
2. Teilausgaben  
Balladen, Gedichtsammlungen, Prosa
3. Auszüge
4. Einzelwerke: Romane, Novellen, Erzählungen, Kriegs-Chroniken 1864, 1866, 1870/71 und autobiographische Schriften
5. Verstreute Prosa und Lyrik: Schriften, Aufsätze und Tagebucheintragungen. / Gedichte
6. Briefe:  
Ausgaben, Sammlungen und Veröffentlichungen in Zeitschriften und Werken. Einzelbriefe und in Zeitungen ermittelte verstreute Briefe.

## B. Literatur über Theodor Fontane

7. Biographien, Biographisches und Gesamtwürdigungen
8. Über Fontanes Briefwechsel
9. Vorfahren, Jugend, Elternhaus und Familienkreis
10. Der Apotheker und die Apothekerfamilie Fontane
11. Der „Tunnel über der Spree“ und seine literarischen Seitentriebe „Rütli“ und „Ellora“
12. Fontanes Verhältnis zu England und Schottland
13. Der Balladier
14. Der Lyriker
15. Der Pressekorrespondent und -Mitarbeiter
16. Die „Mark Brandenburg“ und Berlin im Schaffen Fontanes
17. Stätten außerhalb der „Mark Brandenburg“ und ihr Einfluß auf Fontane
18. Fontanes Kriegsberichterstattung 1864, 1866, 1870/71 und Kriegsgefangenschaft
19. Fontanes Alterswerk 1878 bis 1898
20. Freunde und Menschen um Fontane
21. Fontanes Verhältnis zu Dichtern und Schriftstellern
22. Der Kunst-, Theater- und Literaturkritiker
23. Fontanes Dichtkunst
24. Fontanes Welt- und Lebensanschauungen, gesellschaftskritische und politische Einstellungen
25. Des Dichters Verhältnis zu Verlegern und Buchhändlern
26. Das Theater, der Film, das Fernsehen und das Werk des Dichters
27. Fontane-Denkmäler und -Gedenkstätten
28. Buchrezensionen und Verlagsbesprechungen
29. Anekdoten um Fontane

Register der Verfasser, Herausgeber und Illustratoren

Register der zitierten Zeitschriften und Zeitungen

Übersicht der in der 1. und 2. Auflage veröffentlichten Bilder und Handschriften.

### III.

#### *Ausstellung „Theodor Fontane in seiner Zeit“*

Am 16. Dezember 1964 eröffnete der Direktor der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek, Potsdam, Herr Dr. Heino Brandes, aus Anlaß des bevorstehenden 145. Geburtstages Theodor Fontanes eine nach Entwürfen des Fontane-Archivs vom Graphiker-Ehepaar Berger gestaltete Ausstellung „Theodor Fontane in seiner Zeit.“

In Vitrinen sind unveröffentlichte Literatur-Kritiken des Dichters, ein Protokoll des „Rütli“, u. a. mit einer Unterschrift Adolph von Menzels, Manuskripte zu den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, eine Auswahl der mit tatkräftiger Unterstützung des Fachsektors getätigten umfangreichen Neuerwerbungen von 1958 bis 1964 und Lithographien von Freunden Fontanes ausgelegt. Auf zwölf Tafeln wird die Entwicklung des Dichters zum bedeutenden kritischen Realisten des 19. Jahrhunderts gezeigt. Die erste Abteilung veranschaulicht das Zeitbild und die kritische Auseinandersetzung mit politischen Tagesproblemen. Nach einer Zusammenfassung des Lebenswerkes werden die „Wanderungen“ als eine Vorstufe des epischen Prosawerkes dargestellt. Den Schwerpunkt der Ausstellung bildet die Veranschaulichung des unsterblichen gesellschaftskritischen Romanwerkes.

Die Ausstellung wird am 26. Februar 1965 anläßlich einer Fontane-Veranstaltung der Pirckheimer Gesellschaft in der Deutschen Staatsbibliothek gezeigt, um anschließend im Fontane-Klub Brandenburg (Havel), in der Geburtsstadt Neuruppin und in anderen Städten der „Mark Brandenburg“ gezeigt zu werden. Die Ausstellung verfolgt das Ziel, literarisch interessierte Kreise, insbesondere die Schulen, an das Werk Fontanes heranzuführen.

Nach der Eröffnung sprach Herr Jean de Pablo, Direktor des Hugenotten-Museums Berlin, vor den geladenen Gästen über „Theodor Fontanes Beziehungen zur Französischen Kolonie in Berlin“ und wies somit auf die engen Beziehungen, die zwischen dem Hugenotten-Museum und dem Fontane-Archiv bestehen, hin.

Joachim Schobels

*(Mitteilungen aus dem wissenschaftlichen Bibliothekswesen der Deutschen Demokratischen Republik. Jg. 3. 1961, Nr. 1.)*

Die Zeitung „Die Hugenottenkirche“ berichtete u. a. in Nr. 2, Februar 1965:

„Welch großes Ansehen „Unser Theodor“ zur Zeit genießt, zeigt folgende kurze Zusammenfassung: Im Dezember eröffnete das Fontane-Archiv in Potsdam eine Fontane-Ausstellung, wobei Jean de Pablo einen Vortrag über „Fontane und die französische Colonie“ hielt. Die Zeitungen brachten Berichte darüber. Großes Interesse erregte unser Kirchenbuch mit der Eintragung des Todes...“

Der Bericht stammt von Pastor Manoury, französisch-reformierte Kirche in Potsdam. Die Ausstellung des Fontane-Archivs konnte inzwischen in weiteren Städten, z. B. in Brandenburg (Havel), Rathenow, in der Lutherstadt Wittenberg, gezeigt werden.



für ...

1. ...

2. ...

...  
...  
...



...  
...  
...

( ... )



## Inhaltsverzeichnis Heft 1

Peter Wruck: Zum Zeitgeschichts-Verständnis in Theodor Fontanes Roman  
„Vor dem Sturm“

Ernst Tietze: Vom Oderbruch und den Oderbrüchern  
(Stellungnahmen zum Aufsatz von Ernst Tietze)

„Kreis der Freunde Theodor Fontanes“. Tätigkeitsbericht  
Aus der Arbeit des Fontane-Archivs.

Faksimile: „Adolph Menzel“. Unveröffentlichte Aufzeichnung Theodor Fontanes  
aus dem Fontane-Archiv.

### *Mitteilungen:*

Das Heft 2 der „Fontane-Blätter“ wird voraussichtlich im Dezember 1965 zur Dreißigjahrfeier des Fontane-Archivs, die in Verbindung mit dem „Kreis der Freunde Theodor Fontanes“ durchgeführt wird, erscheinen.

Wir haben die Absicht, im Heft 2 den Vortrag von Frau Dr. Christa Schultze, Institut für Slawistik an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin: „Theodor Fontane und die russische Literatur“ und die Entstehungsgeschichte von Fontanes „John Maynard“ aus der Feder eines ausländischen Fontaneforschers zu veröffentlichen.

### *Bitte:*

Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft 1 Exemplar ihrer Veröffentlichung im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv, (15) Potsdam, Dortustraße 30/34, einzusenden.

### *Hinweis:*

Diakritische Zeichen werden in der sorbischen und polnischen Sprache nicht berücksichtigt.

Herausgeber: „Kreis der Freunde Theodor Fontanes“

Redaktion: Dr. Heino Brandes, Paul Conrad, Joachim Schobeß, Joachim Göbel, Ursula Wysbar.

Postanschrift: „Fontane-Blätter“, Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek, (15) Potsdam, Dortustraße 30/34. Telefon: 2133.

Druck: I 16 11 Albert Brucker, Potsdam 520 F 254 65